

Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 11 • • • • • Beilage zur Gleichheit • • • • • 1915

Inhaltsverzeichnis: Japanische Ökonomie. Von Robert Wilbrandt.
— Die Naturforscherin Amalie Dietrich. Von Anna Blos. (Schluß).
— Feuilleton: Wie ein Mensch geboren ward. Von Maxim Gorki.

Japanische Ökonomie.*

Von Robert Wilbrandt.

1. Mit-Japan.

Schon am Schiffe drängt sich eine Masse kleiner Boote wild durcheinander, ein Gewimmel von Menschen, die einander die Fuhre abzufragen trachten und fortwährend aneinander stoßen, das Bild der Massenhaftigkeit verfügbarer Arbeitskräfte, an denen nicht gespart zu werden braucht, auch nicht durch Ordnung, die ihr echt ostasiatisches Durch- und Gegeneinander in Wegfall brächte. Dann der erste Schritt an Land! Er ist zugleich der letzte, den man selber tut, denn er führt in die Ritscha, das leichte zweirädrige Gefährt, von einem Menschen im Trabtempo gezogen — in Ostasien ebenso selbstverständlich wie in Amerika undenkbar. Der Weg, vom Regen gerade aufgeweicht, führt steil, vom Ritscha-Kuli im Zickzack gezogen, auf den Hügel hinauf, auf dem die Fremden sich angeedelt haben. Der typische, immer wiederkehrende und symbolische erhöhte Platz, von dem sie herabbliden auf das Gewimmel unter ihnen.

Dieses Gewimmel japanischen Volkes ist für ein schönheitsdurftiges Auge von unbeschreiblichem Zauber. Die Linien und die Farben, dazu all der menschliche Reiz, die Anmut und züchtige Unterwerfung unter die Sitte, die Fröhlichkeit und Gesundheit dieses urkräftigen Volkes, vor allem aber seine durch und durch ästhetische Wesensart, deren tiefstes Bedürfnis eben der Zauber von Linie und Farbe ist, der den Fremden hier entzückt, das tiefe Verwachsenheit mit der Natur, in deren Waldesrauschen hinauf die Helmberehrung der japanischen Tempel uns führt — all das offenbart dem ersten Blick das Bedürfnis der japanischen Volksseele und zugleich deren wohl zu nutzende Begabung.

Es ist eine eigenartige Ökonomie, die der künstlerischen Feinheit Japans ihr Gepräge gibt: Nie zu viel, nie überladen, mit den einfachsten Mitteln die schönsten Wirkungen, das ist das Geheimnis des japanischen Hauses, in dem ganz weniger, raffiniert einfacher Schmuck um so reizender wirkt, ja des ganzen japanischen Lebens, von Lafcadio Hearn so stark empfunden als der Gegensatz zu seiner amerikanischen Heimat, deren künstlerischer Mangel den größten Aufwand so oft nur fähliches produzieren läßt. Ist doch in japanischen Porzellanfabriken eine Abteilung besonderer Scheußlichkeit speziell für amerikanischen Geschmack bestimmt!

Mit den einfachsten Mitteln den Zweck zu erreichen, ist auch außerhalb der Kunst, im ganzen japanischen Leben alten Stils vorbildliche Praxis. Der Papierregenschirm, brauchbar, billig und schön, die Strohsandalen des Wanderers, auf die bloßen Füße gebunden und billigt herzustellen, wegzuworfen nach Gebrauch, und der Strohhelm der Landleute, das sind Beispiele dieser erfinderischen Anpruchslosigkeit. Darüber hinaus geht die altjapanische, dem Kriegerideal entspringende Abhärtung. Sie läßt den Japaner auch in bitterer Winterkälte mit nackten Füßen weniger frieren als den „fremden Barbaren“ in seinen Strümpfen und Lederschuhen, die als ewiges Gefängnis zugleich das Grab des warm pulstierenden Lebens und so die Quelle des Frierens sind, gegen das sie dann schützen sollen. Ein Karpfen, der einen Wasserfall hinaufschwimmt, und eine Löwin, die ihr Junges zur Abhärtung in einen Abgrund wirft, sind in der japanischen Kunst beliebte Symbole für das Ziel, auf das die altjapanische Lebensführung steuert; sie weisen auf eine Quelle von Kraft und von einfachster Ersparnis durch Wegfall eines überflüssigen Bedarfs. Hat der Japaner die Viehzucht nicht gelernt, so daß erst europäisch-amerikanischer Einfluß jeht Butter und Milch und Fleisch und Leder und Wolle einzubürgern beginnt, so hat der Mangel an warmer schützender Fußbekleidung, wie wir sahen, seinem Blutumlauf nur genügt, ebenso wie der Verzicht auf Kopfbedeckung seinem Haartwuchs, und erst die jüngsten Errungenschaften, europäische Schuhe und Hüten, werden auch hier kalte Füße und Glasköpfe zur Blüte bringen. Vorläufig, so erzählte man uns, werfen die japanischen Soldaten im Feldzug die europäischen Lederstiefel

wieder weg und greifen zu ihren Strohsandalen. Zugleich Beiträge zu der Frage, was eigentlich ein Bedürfnis im volkswirtschaftlichen Sinne ist! Kuhmilch für kleine Kinder ist unbekannter Bedarf, da die Mütter jahrelang stillen, wie man in naiver Unschuld überall sehen kann. Das Fleisch, uns so teuer in jedem Sinne des Wortes, ist hier ersetzt durch Reis mit Fisch und Gemüse; kraftvoll und kriegerisch durch und durch, ist der Japaner ein Gegenbeweis gegen die bei uns herrschende Bewertung der Fleischkost. Und wiederum mit um so geringeren Mitteln, in Geld ausgedrückt um so billiger, vermag der Japaner sich zu gleicher Leistungsfähigkeit zu bringen. Daselbe gilt von seinem Haus: infolge des japanischen Brauches des Sitzens und Liegens auf Kissen zu ebener Erde, ohne Sessel und Tisch und ohne Bett, dient derselbe Raum nacheinander als Arbeits-, Wohn-, Ess- und Schlafzimmer und kann das ohne Schaden für die Gesundheit, weil wiederum die Abhärtung des Japaners ihn zu jeder Jahreszeit ohne Ofen mit weitgeöffneter Schiebewand in frischer Luft ein gesundes Dasein führen läßt, unter Einschränkung alles Heizens auf ein kleines Kohlenbecken, an dem er unaufhörlich die infolge dessen stets frierenden Hände wärmt. Das japanische Haus vereinfacht sich durch alles das nach Zahl und Ausstattung und Beheizung der Räume; noch weiter durch Papier an Stelle von Fensterglas und dünne Holzschiebewand statt steinerner Mauer. Endergebnis von alledem: gesunde, fröhliche, kraftvolle Menschen in einer Welt garter Schönheit und tapferer Selbstbeherrschung, erzielt mit weit geringeren Aufwand, daher einer viel größeren Zahl von Lebenden erreichbar, als es europäischem oder amerikanischem Anspruch auf gleich beengtem Boden möglich wäre.

Dem entspricht, daß in Japan der Preis der Arbeitskraft sehr niedrig ist, ohne daß damit Not verursacht würde; vielmehr spiegelt das die geschilderten Lebensgewohnheiten, mit denen eine viel billigere Herstellung oder Erneuerung der Arbeitskraft ermöglicht ist — ganz entsprechend der Marx'schen Lohnlehre, daß sich der Lohn im allgemeinen nach den Herstellungskosten der Arbeitskraft richtet, genauer: daß der Wert der Arbeitskraft, wie der aller Waren freier Konkurrenz, den Arbeitsmengen entspricht, die nach der Tradition des betreffenden Landes zur Reproduktion der Ware Arbeitskraft im Durchschnitt erforderlich sind.

Ich sammelte in Japan folgende Lohnangaben, ausschließlich auf Grund der Äußerungen von Arbeitgebern, so daß zu niedrig gegriffene Angaben nicht wahrscheinlich sind:

	Lohn pro Arbeitstag in Yen (= 2 Mk.) für		
	Männer	Frauen	Kinder
Papierfabrik in Tokio . . .	0,40 bis 1,10	0,17 bis 0,50	—
Spinnerei in Tokio . . .	0,30 „ 1,30	„ 0,75	—
Durchschnitt . . .	0,54	0,35	0,20
Spinnerei und Weberei in Osaka, Durchschnitt . . .	0,50 bis 0,60	0,30 bis 0,35	0,20
Porzellanfabrik in Nagoya . . .	0,45 „ 0,50	0,30 „ 0,35	—
Staatl. Stahlwerk Edamitsu . . .	0,60	0,27	—

Auf dem Lande sind die Löhne entsprechend niedriger; im ganzen mag für Japan ein Männerlohn von $\frac{1}{2}$ Yen = 1 Mark und ein Frauenlohn von $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{3}$ Yen = rund 60 Pfennig typisch sein.

Selbstverständlich erheben sich darüber die Löhne gelernter Arbeiter, wie die der Werkstattarbeiter im Stahlwerk (Höchstlohn 2 Yen = 4 Mark) oder der besten Sticker (etwa 1,60 Yen = 3 Mark, aber nur so lange, bis Kurzfristigkeit eintritt und den Verdienst herabsetzt) und der besten Handmaler in der Porzellanfabrik in Kyoto ($\frac{1}{2}$ Yen = 3 Mark, die allerbesten 4 Yen = 8 Mark); während umgekehrt der gewöhnliche Kuli (zum Beispiel Hilfsarbeiter im Stahlwerk 0,40 Yen) hinter dem allgemeinen Landesdurchschnitt zurückbleibt.

Vergleichen wir das mit Deutschland, so ist der japanische Lohn wohl etwa $\frac{1}{3}$ des deutschen; und gar mit Amerika verglichen, wo der gewöhnliche Arbeiter (von den Spezialisten und Virtuosen ganz zu schweigen) etwa $\frac{1}{2}$ bis 2 Dollar = 6 bis 8 Mark täglich bezieht, ist der japanische Lohn nur $\frac{1}{6}$ bis $\frac{1}{8}$.

Dem entspricht wiederum die ganz anders gestaltete japanische Ökonomie der Produktion. Sie ist nicht, wie die amerikanische, dazu gedrängt, die Menschen durch Maschinen zu ersetzen; die bewunderte amerikanische Technik zu übernehmen fällt in Japan schwer, da Menschenüberfluß und Kapitalmangel eher in die ent-

* Aus Robert Wilbrandt, Als Nationalökonom um die Welt. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena, 1913. Vergleiche „Gleichheit“ Frauenbeilage Nr. 1, 3, 4 und 5.

gegenseitige Richtung drängen: viel Handarbeit, höchstens unterstützt durch wenig kostspielige, einer dezentralisierten Industrie sich anschmiegende Kleinmotoren, wie sie eher aus Deutschland als aus Amerika bezogen werden können. Am allerbesten jedoch entspricht der Ökonomie Altjapans die reine Handarbeit künstlerischen Gepräges, wie die unendlich mühsame, immer zu wiederholende und an bestimmte Zeiten gebundene Ladarbeit, die so unerbittlich dauerhafte Kunstwerke zarten Geschmacks liefert, oder wie die einzigartigen handbemalten Photographien und Ansichtskarten, die leicht hingeworfenen Stickerien, Porzellanmalereien, bemalten Stofflaternen und Lampen — eine Fülle von bezaubernden Dingen, die nur möglich sind durch die Vereinigung japanischer Geschmacks und japanischer Lebensökonomie, wie sie der billigen und darum massenhaft aufzuwendenden Handarbeit zugrunde liegt.

Zwar ist dem Handwerk als sozialer Klasse damit natürlich nicht geholfen; denn dort wie bei uns verfällt es in Abhängigkeit vom Händler oder vom Fabrikherrn, in dessen Dienst die Arbeit getan wird, sei es zu Hause oder zuletzt im Fabrikgebäude selbst. Doch ist Handarbeit, als technische Kategorie, verfeinert zu individueller Kunstfertigkeit, ja sogar zu wirklich künstlerischer Entfaltung, zweifellos dem geschmackvollen Japaner als eigenste Leistung nur dadurch massenhaft anwendbar geworden, daß mittels der geschilderten Lebensökonomie zugleich mit Schönheit und Brauchbarkeit auch erstaunliche Billigkeit der Waren erzielt werden kann durch niedrig bezahlte Arbeitskraft. . . .

Die Reversoite dieser Ökonomie, die im Gegensatz zu Amerika mit Mangel an Naturgaben und mit Überfluß an Menschen zu rechnen hat, ist diese: daß zwar durch Verwendung alles verfügbaren Materials sorgsam ausgenutzt wird, was die Natur irgend Brauchbares bietet, daß aber die Menschen weit weniger ökonomisch behandelt werden. Arbeitersparnis, Zeitersparnis, geschickte Organisation, das liegt der altjapanischen Ökonomie ganz fern. Tradition ist eher, sich tapfer anzustrengen und durch Zeremonien, Umständlichkeit der Formalitäten, Herumstehen und Warten möglichst großen Aufwand an Zeit zu treiben. Ein Bild der guten alten Zeit auch in Europa und durchaus übereinstimmend mit dem typischen Zeitüberfluß, der auch bei uns zu alledem verführte, ja in entsprechend zurückgebliebenen ländlichen und kleinstädtischen Verhältnissen noch jetzt dazu verführt. Alt-Japan kennt noch nicht den Wert der Zeit; ihr Grenznutzen steht noch so niedrig, daß sie überhaupt noch kaum einen Wert hat. Selbst auf den Bahnhof, so erzählte man uns, gehen viele Japaner ohne einen Blick ins Kursbuch und warten dort einfach, bis ein Zug geht.

Der Japaner hat keine Eile, denn im Verhältnis zu dem, was das Leben ihm bietet, hat er Zeit genug, und das selbstverständliche Warten, das scheinbar seine Zeit so vielfach verkürzt, dient eher sie ihm zu verlängern, denn es gibt ihm Gelegenheit zu Unterhaltung und Scherz, und was will er mehr? So auch in der Arbeit: ist sie ihm zu einödig, so wird sie nicht möglichst abgekürzt, sondern vielmehr möglichst ausgedehnt durch unerhört lange Strophen von Arbeitsgesängen, die zum Beispiel das Einrammen der Pfähle beim Hausbau zu einer Quelle der heitersten Lustbarkeit gestalten. Eine unglaubliche Menge Menschen steht um einen winzigen Holzstapel herum, den sie erst ein paarmal auf und ab tanzen lassen unter Wechselgesang eines Vorsängers und des Chors, bis schließlich der Holzstapel niederfällt und alles sich schüttelt vor Lustigkeit. Das aber kann man sich erlauben, denn was gebaut werden soll, ist ja nur die zierliche leichte Holzhitte, die wenig Arbeit erfordert. Ebenso langsam vollzieht sich jeder Verkauf, nicht nur wegen des Feilschens, sondern auch, weil das Einpacken mit liebevollster umständlicher Langsamkeit geschieht. Massen von Menschen verbringen in den Läden als Verkäufer ihre Tage bis spät in die Nacht und ebenso die Handwerker, die ohne jedes normale Ende der Arbeitszeit hantieren; aber dazwischen sitzen sie und plaudern, wärmen die Hände, und so ist Arbeit und Genuß, Beruf und Freizeit noch ungeschieden vereinigt in der Ursprünglichkeit behaglichen Daseins. Noch ganz wie beim Bauern, dessen gartenartige sorgfältige Bodenkultur, jedes Stüchchen Land auszunutzen, das Auge des Vorüberfahrenden erfreut. Alles in allem eine Fülle von jugendlicher, kindlicher Kraft, wohlgezogen, heiter und schönheitsfroh — das Bild einer wirklich guten alten Zeit. (Fortsetzung folgt.)

Die Naturforscherin Amalie Dietrich.

Von Anna Vos.

(Schluß.)

In Brisbane mietete sie dann ein kleines Häuschen, und von hier aus unternahm sie ihre Exkursionen in Gebiete, die vorher noch keines Weißen Fuß betreten hatte. Sie war die erste deutsche Frau, die hier im Dienste der Wissenschaft eine Reihe wichtiger Forschungen

und Entdeckungen gemacht hat. Wie viele Beschwerden, Gefahren und Abenteuer mit ihrer Aufgabe verbunden waren, kann man sich kaum vorstellen. Bewundern muß man immer wieder, wie in den Briefen dieser seltenen Frau ihre eigene Person ganz in den Hintergrund tritt, wie sie sich so ganz als Pionierin im Dienst der Wissenschaft fühlt und als solche niemals Vergessenheit und Kleinmut empfindet. Schlicht und einfach lauten ihre Berichte. Sie, die im wahren Sinne des Wortes eine Heldin war, fühlte sich so gar nicht als „bedeutende Persönlichkeit“, und gerade darum muß man diese einfache Frau aus dem Volke doppelt ehren. Wie tief empfindet sie das Glück, daß sie nun nicht mehr um das tägliche Brot sorgen muß, daß ihr vor allem unbeschränkte Geldmittel zur Verfügung stehen, um sich für ihre Forschungsreisen auszurüsten. Dabei ist sie sorgfältig darauf bedacht, dem reichen Godeffroy nicht zu viele Ausgaben zu verursachen.

Da sich Amalie in noch ganz unerforschtes Gebiet begab, blieb ihr als einziger Richtpunkt ihr Häuschen in Brisbane. Selten traf sie auf Menschen, meist Goldgräber, die aber so unheimlich aussahen, daß sie ihnen möglichst auswich. Die Hitze war fast unerträglich, und sehr groß war auch die Moskitoplage. Aber Amalie Dietrich achtete kaum darauf in ihrer Freude und Begeisterung, daß sie nun auf Schritt und Tritt Schätze heben konnte, die in der Heimat niemand kannte. So ganz erfüllt war sie von ihrer Mission, daß sie auch nicht unter der Wöche und Monate dauernden Einsamkeit litt. Sie durchwanderte Urwälder, sie durchfuhr im schmalen Kanoe Flüsse und Seen und all die Naturwunder, die Moose, Nachtschnecken, Spinnen und Tausendfüßler, die Schädler, Skelette und primitiven Gerätschaften der Eingeborenen, die sie in die Heimat schickte, erschienen ihr wie Fäden, die sie mit dieser verbunden, wie ein Band, das sie mit den Gelehrten verknüpfte, die dort all das kostbare Material bearbeiteten, das sie in der Ferne sammelte. Auch die Gefahren, die oft ihr Leben bedrohten, erschienen ihr geringfügig im Vergleich zu der schweren Zeit, da sie als Lasttier vor den Karren gespannt all den Unbilden der Witterung und des Hungers ausgefetzt gewesen war, von ihrem Gatten misachtet, von ihrem Kinde getrennt.

Stamenswert ist die Energie, mit der die seltene Frau sich durchkämpfte und wie wenig Wesens sie von ihren Erlebnissen macht. Einmal schluckte sie eine Niesenameise herunter, die sich in ihrem Halse festbiß, so daß sie fast ersticke. Endlich gelang es ihr, das Tier durch einen Schluck heißen Tee zu verbrühen und herauszuholen. Ein andermal sah sie eine wunderschöne Wasserlilie. Um sie zu pflücken, geriet sie auf sumpfigen Boden und spürte, wie sie plötzlich tiefer und tiefer sank. Die Nacht zog schon herauf, und Amalie Dietrich gab sich verloren in der tiefen Einsamkeit. Da sah sie plötzlich durch den Nebel einen roten Schein und hörte wilden Gefang. Es war die Zeit des Vollmondes, die die Australneger durch Tänze und Gesänge festlich zu begehen pflegten. Sie mußten in der Nähe sein, und Amalie suchte durch Schreien ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Das gelang wirklich. Ein großer Schwarm der gutmütigen Wilden stürzte heran und schob ihr ein Kanoe hin, durch das sie sich retten konnte. Aber selbst für ihre starken Nerven war die Aufregung zu groß gewesen. Halb bewußtlos wurde sie von den Eingeborenen zu einer Squatterfamilie gebracht, die in der Nähe mitten im Urwald eine Farm hatte. Durch das stundenlange Stehen im Wasser hatte Amalie sich ein starkes Fieber zugezogen. Man brachte sie im Ochsenkarren nach Brisbane, und dort lag sie wochenlang krank in ihrem Häuschen. Kaum war sie genesen, so erlebte sie den Kummer, daß während ihrer Abwesenheit ihr Häuschen aus Bambusstäben mit einem Palmblätterdach niederbrannte. Damit war ein großer Teil der kostbaren Sammlungen vernichtet, das Ergebnis mühseligster Arbeit. Aber nicht an sich dachte die bescheidene Frau, sondern an den Schaden, den das reiche Haus Godeffroy durch diesen Verlust erlitt. Godeffroy beruhigte sie darüber. Voller Stolz schrieb er ihr: „Unser Museum zieht immer mehr die Beachtung auf sich, und es ist in der wissenschaftlichen Welt wohl bekannt, wieviel Amalie Dietrich zu dessen Ausdehnung beiträgt.“

Godeffroy bot Amalie an, sich einen Gehilfen zu nehmen, da ihre Arbeit sich fast täglich erweiterte. Wieder zeigt sich der edle Charakter der Frau, denn sie forderte Dietrich auf, zu ihr zu kommen, weil sie sein Wissen für das Gedeihen ihres Werkes für unschätzbar hielt. Dietrich kam jedoch nicht, weil er sich zu krank und alt fühlte für eine so große Lebensaufgabe. Aber mit dem Gefühl seiner eigenen Schwäche war nun endlich die Einsicht gekommen für die Größe seiner einst verschmähten und misachteten Frau. Sie bot ihm „einen Lebensabend in gemeinsamer fördernder Arbeit, ohne kleinliche Sorgen um das tägliche Brot, ohne lästige Rücksicht auf die Meinung der Menschen, nur zu tun, wozu ihre Reigung sie treiben würde, zu sammeln, was ihnen auf Schritt und Tritt unter ewig lachender Sonne entgegenwüchse“. Sie bot das dem Manne, der ihr einst so

Schweres zugefügt, der es nie verstanden hatte, sie vor Sorgen und Überanstrengung zu schützen. Offen bekannte er, daß er und seine Verwandten ihr Wesen nur nach Außerlichkeiten und Unwesentlichem beurteilt hatten. Sie hatte nun alles erreicht, wozu er sich in seiner Jugend berufen gefühlt hatte. Sie brachte den bekannnten Namen Dietrich zu neuen Ehren. Nach ihr waren viele Pflanzen und Tiere benannt worden, die vordem der wissenschaftlichen Welt unbekannt waren. Der letzte Brief Dietrichs an seine Gattin war ein Abschiedsgruß in Harmonie und Dankbarkeit. Sie erhielt bald darauf die Nachricht von seinem Tode. Wie sie sein Andenken in Ehren hielt, das zeigen die Briefe an ihre Tochter, die wahre Dokumente treuer Mutterliebe sind. Nichts von Nährseligkeit, nichts von Weichlichkeit enthalten diese Briefe. Die Schwäche im Charakter des Vaters bekämpfte sie energisch bei der Tochter. Diese soll ein starker, kampfesmutiger Mensch werden wie sie selbst. Sie hatte erkannt, daß das Beste und Höchste im Leben des Menschen diesen nicht mühelos in den Schoß fällt, sondern daß er es in stetem Ringen und Stämpfen erwerben muß. Das Beispiel lebte sie praktisch, daß ein Mensch sein heißt, ein Kämpfer sein. Nach wie vor arbeitete Amalie Dietrich unermüdet im Dienste der Wissenschaft. Von Brisbane war sie nach Port Natal gewandert. Die Eingeborenen hielten die europäische Forscherin oft für eine Zauberin und bedrohten ihr Leben. Nach und nach aber gewann sie ihr Vertrauen und erhielt von ihnen allerhand seltene Waffen und Gerätschaften. Dafür gab sie den Eingeborenen Tabak, Pfeifen, Mehl, Spiegel und namentlich bunte Farben, woran diese eine besondere Freude hatten.

In Deutschland wurde man mehr und mehr auf die merkwürdige Frau aufmerksam und bewunderte ihre Gelehrsamkeit. Der Entomologische Verein in Stettin ernannte Amalie Dietrich zu seinem ordentlichen Mitglied. Auf der Gartenbauausstellung in Hamburg erhielt sie für ihre Sammlung australischer Hölzer die Goldene Medaille. In dem Diplom heißt es: „Diese aus fünfzig Blöden in halber Stammesdiele bestehende Sammlung ist in ihrer Art ein Unikum und wurde von der seit Jahren den Nordosten Australiens bereisenden, unerschrockenen Frau Amalie Dietrich zusammengebracht.“ Fast ein Jahr lebte die Naturforscherin in einer Ansiedlung, in der nur ein Sattler, ein Gastwirt und eine Familie Hesse wohnten. Die verschiedenen Moose und Algen, die sie von dort nach Hamburg sandte, wurden wieder nach ihrer „im Dienste der Wissenschaft ebenso eifrigen wie mutigen Entdeckerin“ genannt. Hier in der Einsamkeit widerspahr es der schwergeprüften Frau auch seit langer Zeit zum erstenmal, daß sich jemand um ihr persönliches Wohl in treuer Fürsorge annahm, wie es Frau Hesse tat. Ihre Arbeit war ihr nun auch erleichtert, da Godeffroy zwei Gehilfen angestellt hatte, die aber auf seinen ausdrücklichen Wunsch sich den Anordnungen der Frau Dietrich zu fügen hatten, der eigentlichen Leiterin des Unternehmens. Von Sydney aus ging Frau Dietrich nach den Südeinseln, wo sich ihr wieder eine neue Wunderwelt erschloß. Hier empfingen sie sowohl die Eingeborenen wie der König von Tongatabu mit großer Freundlichkeit. Der König schenkte der europäischen Frau sogar seine Photographie, und von der Königin erhielt Amalie Dietrich eine Pomadenbüchse, die kunstvoll aus einer Frucht gearbeitet war.

Die Reise nach den Südeinseln war Amalie Dietrichs letzte Forschungsreise. Am 4. März 1873 nach zehnjähriger Abwesenheit, kehrte sie nach Hamburg zurück. Diesem Tag hatte sie sich entgegen-gesehnt in all den Stunden grenzenloser Einsamkeit. Ihn zu erreichen, hatte sie unermüdet gearbeitet, und nun sollte auch dieser Tag der so vielgeprüften Frau wieder eine Enttäuschung bringen. Sie hatte ihr heißgeliebtes Kind in Erinnerung als ein zärtliches anschnielendes Wesen, dem die Mutter alles war. Nun trat ihr eine erwachsene junge Dame entgegen, in der sie die Tochter kaum erkannte. Und auch für Charitas war dieses Wiedersehen eine Enttäuschung. Was hatte das Leben in Kampf und Einsamkeit aus der einst so rüstigen Amalie Dietrich gemacht! Eine alte Frau war sie geworden mit gekrümmtem Rücken. In ihr pergamentartiges, verwitertes Gesicht hatte das Schicksal tausend Falten und Fältchen gezeichnet. Die einst dunkeln vollen Haare waren dünn und weiß geworden. Charitas hatte sich an die Eleganz der reichen Hamburger Patrizierhäuser gewöhnt. Ihre Mutter trug ein hübsches Röschchen und eine dunkle Stattenjade. An den Füßen hatte sie alte graue Segeltuchschuhe, die vielfach Löcher zeigten. Ihre Stimme, die fast das Sprechen verlernt hatte, klang fremd und tief. So erschien Amalie Dietrich ihrer Tochter. Das war die „Heldin“, deren Namen in der Gelehrtenwelt unter den Ersten genannt wurde, die berühmte Reisende und Naturforscherin. Das hatte das einsame, entbehrungs- und arbeitsvolle Leben in den Tropen aus der frischen, kräftigen Frau gemacht. Als die erste Entfremdung überwunden war und Amalie begann, Pläne für das gemeinschaftliche Leben mit ihrer Tochter zu entwerfen, da kam der zweite Schmerz. Charitas hatte in der langen

Trennungszeit ihr eigenes Leben gelebt und sich nun auch ihre eigene Zukunft gebaut. Sie hatte sich mit einem Geistlichen verlobt, dessen Pfarre an der dänischen Grenze lag. Wohl bot sie der Mutter an, zu ihr zu ziehen. Aber Amalie Dietrich lehnte das Anerbieten ab, so schwer dieser neue Schlag sie traf. Sie wollte sich nicht als überflüssige Dritte in den jungen Haushalt drängen; zudem meinte sie, daß sie mit ihren einfachen Gewohnheiten nicht in ein Pfarrhaus paßte.

Vom Schiff aus hatte ihr erster Besuch natürlich Godeffroy gegolten Charitas, die sich die Gewohnheiten der Patrizier Hamburgs angeeignet hatte, schlug der Mutter vor, sich erst umzusehen. Allein diese wollte nichts davon wissen; auch ihre durchlöchernten Schuhe behielt sie an. Ihren armen Füßen war so viel im Leben zugenutet worden. Da hatte sie Löcher in die Schuhe geschnitten, wo diese die Knöchel gerieben hätten, um Platz und Luft zu schaffen. Ihre Begleitung bestand in zwei gezähmten Adlern, die sie als Geschenk für Dr. Meyer mitgebracht hatte. Vor neun Jahren hatte Charitas ihr geschrieben, daß Dr. Meyer sich Adler für den Zoologischen Garten Hamburgs wünschte. Das hatte Amalie nicht vergessen und brachte nun die Vögel mit als Zeichen ihrer tiefen Dankbarkeit für den Mann, der sich in der schwersten Zeit ihres Lebens so treulich um sie und ihr Kind angenommen hatte.

Godeffroy und seine Familie nahmen die Naturforscherin mit großen Ehren auf. Sie lebte dreizehn Jahre im Godeffroy'schen Hause und war eine fleißige Mitarbeiterin des Museums, dessen größte Schätze ja ihrem Forschungsfleiß zu verdanken waren. Als die Sammlungen in den Besitz der Stadt Hamburg übergingen, wurde Amalie Dietrich am Botanischen Museum angestellt und von der Stadt besoldet. Einmal noch besuchte sie ihre Heimat Siebenlehn und schenkte der dortigen Schule einige ihrer kostbaren Sammlungen. Einst war sie dort verhöhnt worden. Lang und schwer war der Weg gewesen, der sie weitab von der Heimat geführt hatte. Nun wurde sie gefeiert und bewundert, nicht nur in Siebenlehn, sondern auch in den reichen Hamburger Familien. Aber es entsprach so gar nicht Amalie Dietrichs bescheidenen Natur, eine Rolle zu spielen. Sie vertehrte am liebsten in den Hofwohnungen Hamburgs und war ein gern gesehener Gast bei den armen Leuten. Sie stand ihnen mit Rat und Tat bei, und ihre selbstbereiteten Heilmittel taten gute Dienste bei den Kranken der Armenviertel. Immer noch war es ihr großer Kummer, daß sie in ihrer Jugend so wenig hatte lernen können. So sah man die einfach gekleidete, alte, verwiterte Frau in allen Vorträgen als eifrige Hörerin.

Als Godeffroy gestorben war, verließ Amalie Dietrich sein Heim und zog in ein bescheidenes städtisches Stübchen, wo sie sich eigentlich wohler fühlte als in dem Patrizierhaushalt. Schätze hatte sie sich nicht gesammelt mit ihrem großen Lebenswerk. Ihr selbst ist wohl nie der Gedanke gekommen, daß „der Fürst der Südsee“, der ihrer Arbeit einen Teil seines Ruhmes verdankte, ihre treuen Dienste nicht eben fürstlich gelohnt hatte. Das kleine Vermögen, das sie sich zusammengespart hatte, verborgte sie in ihrer gutmütigen Weise und verlor den größten Teil davon. Aber sie trauerte dem Gelde nicht nach. Sie sagte ruhig: „Ich habe mir ja nicht einmal das Leben genommen, als ich mein Glück verlor!“ Die einstige Weltreisende verließ Hamburg nur noch einmal bei Gelegenheit eines Anthropologenkongresses in Berlin. In ihrer gewohnten einfachen Kleidung, ihre alte australische Ledertasche in der Hand, begehrte sie Einlaß in den Versammlungs-saal. Die Diener wollten sie nicht lassen, weil Frauen keinen Zutritt hatten und wohl auch, weil Amalie Dietrichs eigentümliche Erscheinung ihnen Mißtrauen einflößte. Während sie noch mit dieser verhandelte, erschien der Vorsitzende des Kongresses, Geheimrat Reumeyer. Als er den Namen Amalie Dietrich hörte, bot er der alten Frau seinen Arm und sagte zu der Versammlung: „Frau Dietrich erbittet sich einen Platz in einem Winkel. Ihr gebührt aber ein Ehrenplatz in dieser Versammlung.“ Die Gelehrten erhoben sich von ihren Sitzen. Der Gefeierten aber rannen bei dieser so wohlverdienten Ehrung große Tränen über die gesuchten Wangen.

Ihr größtes Glück waren ihre Besuche im Pfarrhaus bei ihren Kindern und Enkelkindern. Mit diesen wanderte sie gern hinaus in Wald und Feld, machte sie aufmerksam auf die Wunder der Natur und zeigte ihnen die Zusammenstellung von Herbarien. Lieber aber noch lauschten die Kinder ihren Erzählungen von all den seltsamen Erlebnissen und Abenteuern im Urwald, und sie staunten die Großmutter an, die Dinge erlebt hatte, wie man sie sonst nur in Büchern zu lesen pflegt. Einfach wie Amalie Dietrichs Leben war ihr Sterben. „Mit mir stund im Leben nie Umstände gemacht worden. Nimm ja leins von den neuen Laten, und den Sarg, so billig es angeht. Pflanzt einen Esen auf mein Grab, damit gut!“ Das war der letzte Wunsch dieser Proletarierin, die trotz allem Ruhm auch im Tode nichts sein wollte als eine Frau aus dem Volke.



Feuilleton



Wie ein Mensch geboren ward.

Von Maxim Gorki.

Es war in dem Hungerjahr 1892 zwischen Suchum und Otschemtschir, am Ufer des Flüsschens Kodor, nicht weit vom Meere; über das lustige Riefeln der schimmernden Wellen des Bergbachs hinweg tönte deutlich das dumpfe Rauschen der Meereswogen herüber.

Es war im Herbst. In dem weißen Gischt des Kodor wirbelten die gelben Blätter des Kirschlorbeerbaums gleich kleinen, munteren Lachsen; ich saß auf den Steinen am Ufer und dachte, daß jedenfalls auch die Mäwen und Seeraben die Blätter für die Fische gehalten hatten und nun aus Ärger darüber, daß sie sich geirrt, dort rechts hinter den Bäumen, wo das Meer ans Ufer schlägt, einen solchen Lärm vollführten.

Die Kastanienbäume über meinem Haupte prangen in goldigem Schmucke, zu meinen Füßen liegen in Menge ihre Blätter, die wie abgehauene Menschenhände aussehen. Die Äste der Hagebuche am anderen Ufer sind bereits kahl und hängen in der Luft wie ein zerrißenes Netz, in dem ein gelbroter Bergspecht wie in einem riesigen Käfig auf und nieder hüpfte — er klopft mit dem schwarzen Schnabel gegen die Rinde des Stammes und jagt die Insekten heraus, die ihm von den flinken Meisen und den vom fernen Norden zugezogenen Blaupfechten weggeschnappt werden.

Links von mir schweben über den Berggipfeln schwere, rauchbraune Wolken; sie drohen mit Regen, und dunkle, bewegliche Schatten fallen von ihnen auf die mit Buchsbaum bewachsenen grünen Felsen. In den hohlen Stämmen der alten Buchen und Linden findet man Honig, der jenes berauschende, süße Getränk gibt, das hier schon in alten Zeiten den Soldaten des großen Pompejus so gefährlich ward und eine ganze Legion seiner eisernen Römer schlankweg zu Boden warf. Die Bienen bereiten den Honig aus den Blüten des Lorbeers und der Azaleen, und wer vorüberkommt, nimmt ihn einfach aus der Baumhöhlung, streicht ihn auf sein Weißbrot und verpeißt ihn mit Behagen.

Auch ich war, während ich auf den Steinen unter den Kastanienbäumen saß, ganz vergnügt dabei, Broststücke in einen mit Honig gefüllten kleinen Kessel zu tauchen und zu verpeißern. Die ergrimten Bienen hatten mich tüchtig zerstochen, doch das hinderte mich nicht, das entzückte Auge an dem trägen Strahlenspiel der müden Herbstsonne zu weiden.

Im Herbst erscheint der Kaukasus wie ein reich geschmückter Dom, den irgendwelche große Weise — die zumeist auch große Sünder sind — errichtet haben, um ihre Vergangenheit vor den argwöhnisch spähenden Augen des Gewissens zu verbergen; wie ein unermeßlicher Tempel aus Gold, Türklisen und Smaragden erscheint er, an den Felshängen mit kostbaren turkmenischen, in Samarkand und Schemascha gewebten Seidenteppichen behängt und mit herrlichem Gerät ausgestattet, das die Erbauer in aller Welt zusammengeraubt und hierher, vor das Angesicht der Sonne gebracht haben, um es ihr zu widmen mit den Worten: „Nimm hin, was du selbst geschaffen, von uns, die du gleichfalls schufst!“

Ich sehe, wie sie von den Bergen niedersteigen, die langbärtigen grauen Riefeln mit den großen Augen fröhlicher Kinder, wie sie die Erde schmücken, überall freigebig ihre bunten Schätze austreuen, die Berggipfel mit dicken Silberschichten belegen und an den Abhängen diese lebendigen Gewebe mannigfachen Baumwuchses hinbreiten, um dieses gesegnete Fleckchen Erde zu einem Wunder an Schönheit zu gestalten.

Welch eine köstliche Aufgabe ist es doch, solch ein Erdennensch zu sein! Wieviel Schönes und Wunderbares sieht man, welche qualvoll süßen Empfindungen weckt einem die stille, wonnige Betrachtung all des Herrlichen und Erhabenen im Herzen!

Gewiß, es kommen auch schwere Stunden, in denen die Brust von bitterem Groll erfüllt ist, in denen Kummer und Gram voll über am Herzen saugen — aber sie gehen vorüber, sie bleiben nicht ewig. Und schließlich sind die guten Menschenlein auch nicht immer so, wie sie sein sollen: soviel Mühe sich die Sonne auch mit ihnen gibt, so mißraten sie ihr doch zuweilen, zu ihrem eigenen Verdruß; und wenn auch eine Anzahl gelungener Exemplare darunter sind, so wäre es doch vielleicht geraten, die ganze Gesellschaft einer gründlichen Reparatur zu unterziehen oder, was noch besser wäre, neu herzustellen...

...Links von mir bewegen sich über dem Buschwerk dunkle Köpfe: durch das Rauschen der Meereswogen und das Plätschern des fließenden Kluges kaum vernehmlich menschliche Stimmen. Es sind Leute aus den Hungerdistrikten: man hat sie hierher transportiert, damit sie beim Chausseebau Beschäftigung finden, und eben sind sie von Suchum nach Otschemtschir unterwegs, wo sie neue Arbeit erwartet.

Ich kenne sie — sie stammen aus dem Gouvernement Orlov. Ich habe mit ihnen zusammen gearbeitet und bin gesiern zugleich mit ihnen abgelohnt worden, doch bin ich eher aufgebrochen als sie, noch zur Nachtzeit, um den Sonnenaufgang am Meeresufer zu sehen.

Es sind vier Männer und eine Frau, noch jung und hochschwanger, mit stark vorspringenden Wadenknochen und graublauen Augen, die wie erschrocken aus den Höhlen starren. Ich sehe über den Büschen ihren von einem gelben Tuche umhüllten Kopf, der gleich einer vom Winde bewegten Sonnenblume hin und her schwankt. In Suchum war ihr Mann gestorben, er hatte sich an Obst übernommen. Ich war mit diesen Leuten in derselben Barade einquartiert gewesen: nach gutem russischen Brauche hatten sie über das Unglück, das sie heimgeführt hatte, so viel und so laut gejammert, daß man ihr Klagen sicherlich auf fünf Werst in der Runde gehört hat.

Es waren langweilige Menschen, die ihr trauriges Geschick ganz niedergedrückt hatte. Von ihrem erschöpften, unfruchtbaren Heimatboden losgerissen, waren sie gleichsam wie trockene Blätter vom Herbstwind hierher verweht worden, in dieses unbekannte Land, dessen Unwissenheit sie in Erstaunen setzte und blendete und ihnen das Drückende ihrer Lage nur noch drückender erscheinen ließ. Ganz verwirrt, mit den farblosen, schwermütigen Augen blinzelnd, sahen sie sich gegenseitig lächelnd an und sprachen zueinander:

„Ei, ei, ist das hier ein Boden!...“

„So heiß steigt's von ihm auf!“

„N—ja—a... Das heißt — sehr steinig ist er...“

„Schwer zu bearbeiten, das muß man sagen...“

Und sie gedachten ihrer heimatischen Scholle, wo jede Handvoll Erde den Staub ihrer Väter und Vorfäter enthielt, wo ihnen alles bekannt und vertraut, alles lieb und wert, alles von ihrem Schweiß durchtränkt war.

Noch eine zweite Frau war bei ihnen — eine hoch und gerade gewachsene Person, flach wie ein Brett, mit Rinnbaden, die an ein Pferd erinnerten, und düsteren, schielenden, ganz schwarzen Augen.

Des Abends pflegte sie mit der anderen Frau, der im gelben Tuche, hinter der Barade sich auf einen Haufen Kleingeklopfter Steine zu setzen und die Wange auf den Ellenbogen stützend, mit hoher, gleichsam zorniger Stimme zu singen:

„Hintern Dorf auf grüner Au
Breit ich aus das weiße Vinnen,
Wart voll Sehnsucht, schau und schau,
Ob mein Schatz kommt, mich zu minnen.
Kommt er dann des Wegs daher,
Wird so bang und weh uns beiden...“

Die im gelben Tuche saß zumeist schweigend da, mit vorgeneigtem Kopfe, den Blick vor sich hin auf den großen, schwangeren Leib gerichtet; zuweilen jedoch fiel sie ganz unerwartet mit ihrer tiefen, bäuerisch klingenden Stimme ein und sang traurig weiter:

„Und das Herz wird uns so schwer,
Denn nun heißt's für immer scheiden...“

In dem schwarzen, schwülen Dunkel der südlichen Nacht riefen diese klagenden Stimmen die Erinnerung an den Norden mit seinen Schneewüsten, seinen brausenden Stürmen und dem fernen Geheul der unsichtbaren Wölfe wach. Die Schieläugige erkrankte dann später an einem Fieber, und man brachte sie auf einer Segeltuchbahre nach der Stadt; sie zitterte und warf sich darin und stieß langgedehnte Klageöne aus, als wenn sie ihr melancholisches Lied von der grünen Au hinterm Dorfe mit Gewalt weiterzingen wollte.

Das gelbe Tuch, das vorhin zwischen den Sträußern auf und nieder getaucht war, war jetzt verschwunden. Ich hatte mein Frühstück beendet, bedeckte den Honig in dem kleinen Kessel sorgfältig mit Laub, schnürte mein Bündel und schritt, mit dem Weißdornstock auf den steinigen Fußpfad aufklopfend, gemächlich hinter den anderen her.

(Fortsetzung folgt.)